

REZENSION: „SCHLAU, ABER KLEIN“

## Chiang Kai-shek von Jonathan Fenby

22. März 2004 | John Derbyshire

Der Werdegang von Chiang Kai-shek ist, zumindest in groben Zügen, gut bekannt. Der letzte chinesische Kaiser dankte 1912 ab. China verfiel in ein völliges Chaos, bis Chiang 1926 mit einer Armee nach Norden marschierte und so etwas wie eine nationale Einigung erreichte. Ab 1928 stand China unter Chiangs Diktatur, mit Nanking als Hauptstadt. Doch 1931 besetzte Japan die Mandschurei. Vier Jahre später scheiterte Chiangs großer Versuch, die Kommunistische Partei Chinas zu zerschlagen, als Mao Tse-tung seine Anhänger auf dem Langen Marsch in eine abgelegene Region führte. 1937 marschierten die Japaner in das chinesische Mutterland ein, und es begann ein allgemeiner Krieg, in den die USA nach Pearl Harbor auf der Seite Chinas eintraten. Chiang und Mao hielten bis zur Niederlage Japans ein vorsichtiges Bündnis aufrecht. Dann kam es zum Bürgerkrieg. Die Kommunisten siegten und gründeten 1949 die Volksrepublik. Chiang floh nach Taiwan, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1975 eine autoritäre Diktatur aufrechterhielt.

Die gängige Meinung, die natürlich von den Kommunisten und ihren westlichen Handlangern gefördert wird, ist, dass Chiang China verloren hat, weil er unflexibel und inkompetent war, sich nicht um das gemeine Volk kümmerte und seinen Verbündeten, die USA, entfremdete, indem er der Familie seiner Frau erlaubte, das Land zu ihrer eigenen Bereicherung zu plündern. Eines der Dinge, die man sich von einem Buch über Chiang erhofft, ist die Antwort auf die Frage, inwieweit diese gängige Meinung zutrifft. Jonathan Fenbys neue Biografie lässt uns in dem Glauben, dass dies der Fall ist, mit einigen kleinen Einschränkungen. Um eine rhetorische Figur von Orwell zu übernehmen: Manche Dinge sind wahr, auch wenn die Kommunistische Partei Chinas sagt, dass sie wahr sind.

Als sich die Emotionen des Bürgerkriegs abgekühlt hatten, zeigten sich die Kommunisten gegenüber Chiang großzügiger. Als er 1975 starb, boten sie ihm an, ihm in seinem Heimatbezirk ein geeignetes Grab zur Verfügung zu stellen. Das Angebot wurde abgelehnt. Die traditionelle Haltung der Chinesen gegenüber gescheiterten politischen Unternehmungen lautet: „Wenn du gewinnst, bist du der Kaiser; wenn du verlierst, bist du ein Bandit.“ Dies hat zumindest eine gewisse moralische Neutralität und lässt Raum für Großmut, solange das gescheiterte Unternehmen nachweislich eine gewisse patriotische Färbung hatte. Das war bei Chiang zweifelsohne der Fall. Fenby zeigt uns, dass Chiang seit seinen frühesten Jahren hauptsächlich patriotisch motiviert war, wenn auch ein Patriotismus, der durch seinen eigenen engen Geist und seine verkümmerte, unattraktive Persönlichkeit gebrochen wurde.

Doch Chiangs größter Feind war weder Japan noch Mao, sondern China selbst. Einem heutigen Amerikaner fällt es schwer, sich die schiere Rückständigkeit Chinas in der Zeit, über die Fenby schreibt, also in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vorzustellen. China war zweifellos eine große Zivilisation mit einer glanzvollen literarischen Tradition, die bis in die Bronzezeit zurück-

reicht, mit beachtlichen Errungenschaften in der vorindustriellen Wissenschaft und Technik und mit einem großen Fundus an religiösen und philosophischen Schriften. In sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht war China jedoch mittelalterlich. Bei der Lektüre von Fenbys Buch hat man immer wieder das Gefühl, sich gar nicht in der modernen Welt zu befinden, sondern im Schottland von Macbeth, im Deutschland Ottos des Großen oder im England der frühen Plantagenets:

Der kleine, zierliche, rücksichtslose Gouverneur [der Provinz Yunnan] hatte sich zwar dem Namen nach für die Sache der Kuomintang eingesetzt, doch seine Einkünfte aus den Opium- und Zinnminen, in denen Sklavenarbeit geleistet wurde, machten ihn zu keinem vorbildlichen Verbündeten für die nationale Revolution. ... Er hatte einen rebellischen General, mit dem er ein Friedensabkommen geschlossen hatte, zu einem Mittagsbankett in ein Zelt eingeladen. Am Ende des Essens schlug ein Schwertkämpfer hinter dem Gast diesem den Kopf ab, der dann an einem Telegrafmast am Eingang der Hauptstadt aufgehängt wurde ...

Es war nicht hilfreich, dass Chiang selbst ein Produkt eben dieser Rückständigkeit war. Sein Regierungsstil war kaiserlich-konfuzianisch: „Zittere und gehorche!“ Er konnte mit Beratungen nicht viel anfangen und nahm Meinungsverschiedenheiten übel. Fenby zufolge war er kein so großer militärischer Trottel, wie ich bisher angenommen hatte, obwohl er, wenn das alte Sprichwort „Amateure denken in der Strategie, Profis in der Logistik“ zutrifft, definitiv ein militärischer Amateur war. In Wirtschaftsfragen war er eine absolute Niete und kam nur so weit, weil er die Entscheidungen in diesem Bereich dem brillanten T. V. Soong überließ. Als Soong 1933 zurücktrat und durch den vergleichsweise ahnungslosen H. H. Kung ersetzt wurde, geriet Chinas Wirtschaft bald aus den Fugen.

In Bezug auf Chiangs wichtigste amerikanische Verbündete hinterlässt Fenby den Eindruck, dass die Zusammenfassungen des britischen Generals Sir Alan Brooke, die er zitiert, nicht weit daneben lagen. US-General Joseph Stilwell, so Sir Alan, war „ein hoffnungsloser Spinner ohne Vision“, während Major General Claire Lee Chennault sich als „ein sehr galanter Flieger mit begrenztem Verstand“ erwies. Sir Alans Urteil über Chiang selbst lautete: „Ein schlauer, aber kleiner Mann ... sehr erfolgreich darin, die Amerikaner auf den Holzweg zu führen.“

Chiangs großer Trumpf bei diesen Gartenausflügen war seine dritte Frau, geborene Soong Mei-Ling, die im Oktober 2003 im Alter von 105 Jahren starb. Mei-Ling war berühmt für ihren Charme. Sie hat viele Menschen mit großer Intelligenz und Scharfsinn aus den Socken gehauen. Ihr Charme muss jedoch von der Art gewesen sein, die sich nur durch chemische Emanationen überträgt, denn er kommt in keinem der schriftlichen Berichte vor, die ich gelesen habe – von denen Fenbys mindestens der zwanzigste ist. Obwohl Mei-Ling offensichtlich eine sehr intelligente Frau war und über eine eisige Art von Schönheit verfügte, war sie auch berechnend, manipulativ, rachsüchtig, hypochondrisch und ein eiskalter Snob.

Was die viel diskutierte Frage betrifft, ob Madame Chiang Kai-shek und der Generalissimo jemals ihre Ehe vollzogen haben, so bestärkt Fenbys Bericht über die Ehe meinen Eindruck, dass dies wahrscheinlich nicht der Fall war, auch wenn es unwahrscheinlich ist, dass wir es jemals mit Sicherheit wissen werden. Die einzige Frau, die jemals ein Stück von Chiangs steinernem Herzen besaß – abgesehen von seiner Mutter, die er verehrte – war die unglückliche Jennie Chen, die er

1921 heiratete, als er 34 und sie 15 war. Chiang schickte Jennie 1927 fort, damit er seine Machtehe mit Mei-Ling schließen konnte, und erleichterte sich danach mit Konkubinen. Im hohen Alter schrieb Jennie ihre Memoiren. Sie scheinen wahrheitsgetreu zu sein, sind ausgewogener, als man erwarten würde, und widersprechen in keinem wichtigen Punkt den bekannten Fakten. Fenby hat sie in seiner Beschreibung des jungen Chiang wirkungsvoll eingesetzt. Der künftige Generalissimo machte Jennie den Berichten zufolge sehr leidenschaftlich den Hof; allerdings verdarb er die Wirkung, indem er einen üblen Tripper mit ins Ehebett brachte. Entweder die Krankheit oder die Behandlung machte beide unfruchtbar. Chiang hatte weder mit Jennie noch mit Mei-Ling Kinder; sein Sohn Ching-kuo war das Ergebnis einer traditionellen arrangierten Ehe, als Chiang vierzehn Jahre alt war.

Fenbys Recherchen waren enorm, sein Schreibstil ist flüssig und einnehmend, und seine Urteile erscheinen mir durchweg vernünftig. Dies ist so ziemlich die beste Darstellung von Chiangs Karriere, die ich je gelesen habe. Das Buch ist gut durchdacht, mit Pausen in der Erzählung, um wichtige Punkte zu erörtern – zum Beispiel einen detaillierten Vergleich von Chiangs Persönlichkeit und Stil mit dem von Mao. Der einzige Fehler, den ich finden kann, ist, dass Fenby seine Geschichte 1949 abbricht und nichts über Chiangs 26-jährige Diktatur über das unglückliche Volk von Taiwan erzählt. Das ist jedoch verzeihlich, da Chiangs Niederlage auf dem Festland ihn kaum mehr als eine historische Fußnote werden ließ. Ob er wirklich etwas Besseres von der Nachwelt verdient hat, erörtert Fenby in einem nachdenklichen Epilog. Dies ist ein schönes Buch, eine großartige Leistung, eine fesselnde Erzählung und ein wertvolles Nachschlagewerk.